



Aus den Tiefen des Glaubens schöpfen

Die christliche Mystik und das Gebet

Bernardin Schellenberger

Wichtige Wachstumsschritte nicht missachten

Auch wer bewusst und aktiv aus dem Glauben zu leben versucht und für sich persönlich und in Gemeinschaft ein lebendiges Gebetsleben führt, erlebt oft nach einer längeren Zeit voller Inspiration und Freude, dass die Inspiration nachlässt. Zunächst will man das nicht richtig wahrhaben, aber schließlich muss man sich selbst zugeben: Es ist, wie wenn da etwas eintrocknet, verödet. Man hat zwar inzwischen einige Übung, freie Gebete zu sprechen, aber sie kommen einem hohl vor; auch die Worte und Fürbitten der anderen findet man viel zu wortreich. Dieses Gefühl ist beunruhigend. Man fragt sich: Lasse ich im Glauben nach? Verliere ich die Freude an Gott, am Gebet? Habe ich etwas falsch gemacht oder bin ich untreu geworden? Natürlich findet man immer etwas, das verbessert werden könnte, aber das scheint nicht der entscheidende Punkt zu sein. Man möchte ja weiterhin aus dem Glauben leben und sich engagieren und tut das auch nach Kräften. Zieht sich also Gott von einem zurück? Warum?

Bei dieser Erfahrung kann es sich um das Anzeichen handeln, dass man zu einem Wachstumsschritt im Gebet hingeführt worden ist, um dessen Eigenart man wissen muss. Sonst besteht die Gefahr, dass man sein inneres Empfinden unterdrückt und sozusagen auf „Automatik“ im Gewohnten schaltet, aus Angst, seinen Glauben zu verlieren und aus dem Kreis seiner Glaubensgenossen und ihrer Gebetspraxis auszuscheren.

Auf Grund einer langen Erfahrung der christlichen Mystik wurde die eigenartige Umstellung, die sich an dieser Schwelle anbahnt, auf die Formel gebracht: „Wenn das WORT in dir zunimmt, vergehen die Wörter.“ Mit dem WORT ist der LOGOS gemeint, das zur Welt gekommene und seit seinem Tod und seiner Auferstehung geheimnisvoll in den Gläubigen lebende „Wort Gottes“: Jesus Christus. Je mehr er im Menschen Wirklichkeit wird, desto mehr werden die vielen Worte entbehrlich. Er ist dann einfach da, so „einfach“, dass man im Grunde gar nichts mehr sagen muss, jedenfalls nicht mehr für den „eigenen Haushalt“. Für das Zeugnis vor anderen findet man schon noch Worte und sogar überraschenderweise



treffendere als früher. Und auch bei der Bibellesung ist es so, dass einem beim privaten Lesen gar nicht viel kommt. Man ist einfach in diesen Texten „daheim“, aber sobald man die Bibel mit anderen teilt oder sie auslegt, sprudeln die Quellen mehr denn je. Das sind wichtige Anzeichen dafür, dass dieses Versiegen der Worte im „eigenen Haushalt“ nicht etwa durch einen schwächer werdenden Glauben verursacht ist.

Wenn man zu stark auf das Wort fixiert ist, kann es einem das schwer machen, den Zeitpunkt zu erkennen und anzunehmen, ab dem die Wörter aus dem Mittelpunkt rücken, weil sie diesen Mittelpunkt einer wortlosen Wirklichkeit überlassen möchten. Aber Paulus sagt ja, der Glaube komme vom *Hören*, und nicht, er komme vom *Sprechen*. Wenn man etwas hören will, muss natürlich auch jemand sprechen, aber das dürfen nicht immer nur *wir* sein. Wenn wir das Unsere gesagt haben, sollten wir uns zurücknehmen, damit der selbst sprechen kann, zu dem wir hinführen wollen. Wir sollten – und dürfen – in die Gemeinsamkeit des Hörens auf das WORT selbst zurücktreten, ja ins stille *Verweilen* im WORT. Der Mystiker Angelus Silesius (+ 1677) hat diese Entwicklung auf den Reimvers gebracht:

*Geschäftig sein ist gut, viel besser
aber: Beten.*

*Noch besser: Stumm und still vor
Gott, den Herren, treten.*

In der klassischen Tradition des Gebets ist diese Entwicklung zu einer zunehmenden Vereinfachung hin in eine Lehre von vier Stufen des Gebets gefasst worden. Diese Stufen sind: das *mündliche*, das *diskursive*, das *affektive* und das *kontemplative* Gebet. Sie sollen jetzt hier etwas genauer beschrieben werden.

Das mündliche Gebet: mit Gott sprechen

Das mündliche Gebet kennt zwei Grundformen. Die eine besteht im Wiederholen auswendig gelernter, wesentlicher Gebetstexte. An erster Stelle ist das Gebet, das Jesus selbst seinen Jüngern beigebracht hat zu nennen: das Vaterunser. Weiter gehören dazu auch andere bewährte Texte, wie sie in unseren Gesang- und Gebetbüchern abgedruckt sind, und natürlich auch die Gebetstexte für den gemeinsamen Gottesdienst. Die andere Form ist das spontane, frei formulierte Gebet, mit dem man sich aus seiner jeweiligen Situation und Stimmung heraus mit Dank, Bitte und Lobpreis an Gott wendet.

Über der heutigen Vorliebe für das freie Gebet sollte man nicht verkennen, wie wertvoll es ist, über einen Grundbestand von Gebeten zu verfügen. Auf die kann man zurückgreifen, wenn der eigene kreative Geist versagt, zum Beispiel in schweren Krankheiten oder bei starken Schmerzen. Es ist ergreifend, wenn man erlebt, wie Menschen auf dem Sterbebett, die kaum mehr sprechen können, in ihre von Kind an vertrauten Gebete sofort einstimmen. Sie finden darin offensichtlich Trost und Halt, während sie ein freies Gebet anscheinend kaum mehr zu verstehen und nachzuvollziehen vermögen. Sie verdanken das ihrer Prägung durch eine starke Tradition. Es wäre ein gewaltiger Verlust, wenn man diesen festen Grundbestand nicht mehr erwerben und einüben würde.

Das diskursive Gebet: ein Gebet voller Gedanken und Bilder

Die zweite Stufe ist das *diskursive* Gebet. „Diskursiv“ heißt wörtlich: von Gedanke



zu Gedanke fortschreitend. Damit ist also ein Gebet voller anregender Gedanken, Bilder und Betrachtungen gemeint. In der evangelischen Tradition spielt diese „diskursive“ Dimension eine wichtige Rolle. Sie wird vor allem in der Predigt gepflegt, aber natürlich auch in den anderen Gottesdiensttexten. Hierzulande stand oder steht die Predigt im Ruf, gern zu einer Art Vorlesung oder intellektueller Darlegung zu werden, jedenfalls die Neigung zur „Verkopfung“ zu haben. Diskursives Gebet besteht darin, dass man seine Gedanken durch die Predigt oder ein Buch anregen und sie ins Gebet einfließen lässt. Es gibt Sammlungen von „theologischen Gebeten“, in denen also in Gebetsform wichtige theologische Gedanken formuliert sind. Auch in vielen freien Gebeten und Fürbitten spielt das Diskursive eine große Rolle. Bei manchen Gebeten und Fürbitten mit ihrer Fülle von Gedanken, Überlegungen und Anregungen weiß man allerdings nicht recht, ob sich die Sprecher wirklich in erster Linie an Gott wenden oder eigentlich eher den Anwesenden eine Botschaft zuteil werden lassen wollen.

Dass das mit Informationen überfrachtete Gebet noch eine unvollkommene Art des Gebets sei, sagt schon Jesus im Matthäusevangelium: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden, die meinen, sie werden nur erhört, wenn sie viele Worte machen. Macht es nicht wie sie, denn euer Vater weiß, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bittet“ (Mt 6,7-8).

Beim *mündlichen* und beim *diskursiven* Gebet ist der Mensch der Aktive, der Steuernde: Er spricht, macht sich Gedanken, äußert Gefühle. Das wird bei den beiden folgenden Stufen, beim *affektiven* und *kontemplativen* Gebet, anders.

Das affektive Gebet: wenn sich der Heilige Geist spürbar in uns regt

Das Wort „affektiv“ hat in unserem Sprachgebrauch eine eher negative Färbung erhalten: Wer sich „affektiv“ aufführt, bringt seine Gefühle etwas zu theatralisch zur Geltung. Mit dem *affektiven* Gebet wird aber etwas ganz anderes bezeichnet: das Gebet auf der Ebene des *Affekts* im Sinn des Gemüts und tiefen Empfindens. Das Wort „Gefühl“ klingt dafür viel zu sentimental und oberflächlich, denn hier geht es nicht um ein Wecken exaltierter Gefühle, sondern um das Erwachen eines ganz eigenen Empfindens von innen her. Vom *Affekt* spricht Paulus, wenn er sagt: „Wir wissen nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen; der Geist selber jedoch tritt für uns ein mit Seufzen, das wir nicht in Worte fassen können“ (Röm 8,26). Das, was Paulus hier als „Seufzen“ bezeichnet, ist kein Gefühl, das man nach Belieben wecken kann, sondern eine Regung, die sich immer wieder im Gemüt, im Innersten, meldet, und zwar wortlos. Wir „können sie nicht in Worte fassen“, sagt Paulus deshalb. Wenn sich das im Menschen regt, kommen ihm folglich alle Worte, alle Wörter, unzulänglich, ja hohl vor. Man hält lieber den Mund und verweilt wortlos in diesem Empfinden.

Das kontemplative Gebet: wenn das Tun des Menschen ganz aufhört

Die vierte Stufe, die des *kontemplativen* Gebets, geht noch darüber hinaus. Viele Menschen erreichen sie, ohne das zu wissen. Sie versuchen sogar, von ihr wieder wegzukommen, weil sie diesen Zustand für Zeitverschwendung halten oder als ein Hindernis für ihr Gebet empfinden.



Ja, sie meinen, es sei ein Zustand der Unfähigkeit zum Gebet. Sie wollen doch beten, aus Liebe zu Gott und vielleicht auch aus jenem eigenartigen Leistungsbedürfnis heraus, von dem der abendländische Mensch in allen Schichten seines Wesens beherrscht ist. Es ist ein Zustand merkwürdiger Passivität, der nicht von einem selbst abhängt, sondern kommt und geht. Allerdings kann er etwas ganz Regelmäßiges werden.

Von Pfarrer von Ars (+ 1859) wird erzählt, er habe eine Zeit lang beobachtet, dass ein einfacher Bauer jeden Tag ziemlich lange Zeit in der Kirche gesessen habe. Schließlich habe er ihn einmal angesprochen und gefragt: „Lieber Mann, was betest du da denn jeden Tag?“ Und der Mann habe ihm zur Antwort gegeben: „Ach, eigentlich nichts. ER schaut mich an und ich schaue IHN an.“ Das ist eine gute Beschreibung des kontemplativen Gebets.

Charakteristisch für diesen Zustand ist, dass man den intensiven Wunsch zu beten verspürt und sich Zeit dafür nimmt, aber einem das mündliche Gebet unerträglich wird, manchmal sogar unmöglich. Man will auch keine Gedanken über Gott und den Glauben (also nichts *Diskursives*) und auch keine Empfindungen, also *Affekte*. Man will ganz einfach im Zustand des Nichtstuns vor Gott des bloßen Da-Seins verweilen. Man hat das Gefühl, alles Gebet sei zu Ende. Ein englischer Autor des 14. Jahrhunderts beschreibt diesen Zustand so, als halte man sich in einer „Wolke des Nichtwissens“ auf, die nur der einfache Blick unserer Liebe zu durchdringen vermöge, nicht jedoch das diskursive Denken. Das Gebet nehme darin die Form des „naked intent“ an, wörtlich: der „nackten Intention“, des von allem Denken und Vorstellen entblößten „Ausgerichtetseins“. Man hält sich dabei mit seinem ganzen Wesen

einfach Gott hin wie eine leere Satellitenschüssel und erlebe diese „Armut im Geiste“ als besondere Form des Reichtums.

Immer mehr der Gnade Gottes die Führung überlassen

Es lässt sich leicht erkennen, dass diese Entwicklung über die genannten vier Stufen des *mündlichen, diskursiven, affektiven und kontemplativen* Gebets als *Tun des Menschen* anfängt. Es entwickelt sich bald dahin, dass immer mehr die *Gnade Gottes* die Führung übernimmt, bis sich der Mensch schließlich ganz zurücknimmt und rein Beschenkter ist. Genau genommen ist aber auch schon der Anfang, das mündliche Beten, von der Gnade Gottes angeregt. Es würde nämlich niemand mit Beten anfangen, wenn nicht Gottes Gnade in ihm die Aufgeschlossenheit dafür wecken würde.

Wer für immer einzig am mündlichen Gebet festhalten wollte, würde sich also sozusagen dem Wirken der Gnade entziehen und alles selbst weiterspinnen und in der Hand behalten wollen. Es gibt Menschen, die in einer geradezu tragischen Weise, wie sie sagen, „doch so viel beten“ und fast verzweifeln, weil Gott sie nicht erhöre oder vergessen habe.

Wichtig ist es also, ein Gespür dafür zu entwickeln, zu welcher Art von Gebet Gott einen gerade anregt, und dem dann möglichst aufmerksam zu folgen. Wenn man sich zu einer anderen Art von Gebet zwingt oder in diese flüchtet, blockiert man sich. Es ist dann, wie wenn man dauernd redet und redet und gar nie längere Zeit den Mund hält, um auch einmal hinzuhören, was der, zu dem man redet, einem vielleicht sagen will. Womöglich redet man deshalb endlos weiter, weil man gar nichts hören will oder Angst



hat, der Angeredete könnte vielleicht gar nicht da sein. Dann könnte das Geplapper sogar vorwiegend der Selbstbeschwichtigung dienen.

Kein geradliniger Aufstieg, sondern ein Auf und Ab

Auf diesen Stufen bewegt man sich nicht ein für alle Mal geradlinig hinauf. Man fängt also nicht etwa dieses Jahr mit dem *mündlichen* Gebet an, geht nach zwei Jahren zum *diskursiven* über, erreicht nach weiteren drei Jahren das *affektive* Gebet und wird irgendwann schließlich zum *kontemplativen* Gebet erhoben. So wie auf der Jakobsleiter (1 Mos 28) die Engel, sozusagen das personifizierte Gebet, ständig die Stufen hinauf und hinunter steigen, so ist es auch mit der Bewegung des Menschen auf den verschiedenen Stufen des Gebets. Jede dieser vier Formen des Gebets braucht immer wieder begleitend die anderen drei, wenn sie lebendig bleiben will. So bleibt auch das Wort Gottes, die Bibel, immer wieder der lebendige Bezugsrahmen dafür. Von der Tendenz her allerdings entwickelt sich gewöhnlich im Lauf des Lebens ein immer größerer Vorrang der obersten Stufen.

Es kann sehr fruchtbar sein, Elemente der einzelnen Stufen miteinander zu verknüpfen. Man kann zum Beispiel beim gemeinsamen Fürbittgebet zuweilen darauf verzichten, allzu wortreiche konkrete Bitten zu äußern. Stattdessen kann man nur den Namen des Betreffenden laut aussprechen und dann gemeinsam eine Zeit lang still sein, also ihn sozusagen intensiv schweigend vor Gott hinhalten. Wenn man auf diese Weise den anderen Gott anvertraut, kann das die eigene Hingabe, ja Auslieferung an Gottes Willen, mehr stärken als eine detaillierte Bitte. Zu anderen Zeiten mag dann

wieder ein „kühnes Bitten“ Ausdruck des zuversichtlichen Glaubens sein. Wichtig ist, dass man aus nichts ein starres Prinzip macht und sich festfährt.

Wenn das kontemplative Gebet zur „Methode“ wird: Klärendes zu vielen heutigen Spielarten der „Meditation“

Es gab in der Kirchengeschichte – übrigens auch im evangelischen Pietismus – immer wieder große Kontroversen um Menschen, die behaupteten, sie seien endgültig auf der obersten Stufe angelangt und könnten für immer dort ruhen. Darum lehrten sie, beim Gebet solle man das Verharren in der reinen Passivität anstreben oder sogar gleich damit anfangen. Man bezeichnet diese Strömung als den „Quietismus“, vom lateinischen Wort „quies“ für „Ruhe“. Dieser Begriff taucht heute kaum mehr auf, aber worum es dabei geht, ist von höchster Aktualität. Es gibt ja derzeit eine Fülle von Literatur und Kursen zum Thema „Meditation“, worin ausgiebig auf die Texte der christlichen Mystiker zurückgegriffen wird. Und da viele unserer Zeitgenossen vor allem rasch wirkende praktische „Methoden“ suchen, um bestimmte „Erfahrungen“ zu machen, dagegen für *Glaubensinhalte* wenig Interesse haben, finden sie die vierte unserer hier beschriebenen Stufen besonders attraktiv. Sie versuchen, den gerade beschriebenen Stufenweg, den der Mensch allmählich geführt wird, von hinten bzw. von oben her direkt anzugehen. Folglich werden die Anfänger auf dem Gebiet der „Spiritualität“ angewiesen, sich unverzüglich in den Zustand der obersten Stufe einzuüben: ins Schweigen, in die Stille und ins reine Gegenwärtigsein. Und man verspricht, wer das lange und intensiv genug tue, der erfahre eine Art „Erleuchtung“.



Die verschiedenen Methoden und Richtungen – die in ihrem Kern alle ziemlich auf das Gleiche hinauslaufen – sind weiterhin von fernöstlichen Traditionen inspiriert. Diese sehen ursprünglich, genau wie die christliche, einen kulturellen Kontext und einen langen Weg der Vorbereitung vor, zu dem das Einhalten strikter moralischer und asketischer Grundsätze gehört. Das wird mehr oder weniger weggelassen. Übrig bleibt eine spirituelle Disziplin in Form einer verheißungsvoll wirkenden Psychotechnik. Diese verspricht baldige Erfolge, spricht: „spirituelle Erfahrungen“, bei denen es sich um einen merkwürdigen Abklatsch der authentischen kontemplativen Erfahrung handelt. Sie ist aus der christlichen Tradition bekannt, aber offensichtlich zu wenig verfolgt und ausgelotet worden. Für den Dialog mit diesen vielfältigen Bemühungen um „spirituelle Erfahrungen“ wäre es dringend notwendig, dass wir Christen über eine solide Erfahrungskompetenz unseres eigenen Weges verfügten. Wir sollten jene mystische Erfahrung besser kennen und deutlicher vorstellen können, die eine Art Meta-Erfahrung ist, weil sie sich von allen üblichen Erfahrungen abhebt.

Die Kritik eines Mystikers an bestimmten Formen der Schweige-Meditation

Das Phänomen, dass Menschen auf dem Weg der Schweige-Meditation die kontemplative, ja mystische Erfahrung suchen, ist nicht neu. Schon im 14. Jahrhundert zog der flämische Mystiker Jan van Ruusbroec (+ 1381) eine klare Unterscheidungslinie. Er schrieb: „Wenn der Mensch bloß und bildlos ist nach den Sinnen und müßig, ohne Tätigkeit den obersten Kräften nach, so gelangt er rein natürlich zur Ruhe.

Und diese Ruhe können alle Geschöpfe finden und in rein natürlichem Zustande ohne Antrieb der Gnade Gottes in sich besitzen, wenn sie sich nur von Bildern entledigen und von jeglicher Tätigkeit losmachen können... Betrachte aber nun die Art und Weise, wie man diese natürliche Ruhe pflegt. Es ist das ein Stillsitzen ohne Übung, weder von innen noch von außen, in Untätigkeit, nur damit der Ruhezustand eintritt und ungestört bleibe. Die Ruhe jedoch, die auf diese Weise geübt wird, ist unerlaubt, denn die bewirkt im Menschen eine Erblindung in Nicht-Wissen und ein müßiges In-Sich-Versunkensein. Und diese Ruhe ist bloß ein Müßigsein, in das der Mensch verfällt, während er sich selbst, wie auch Gott und alle Dinge vergisst, wo immer es gilt, tätig zu sein... Und in dieser natürlichen Ruhe kann man Gott nicht finden, aber wohl führt sie den Menschen in eine Ledigkeit, die sowohl Heiden als Juden finden können wie auch alle Menschen, so böse sie auch sein mögen, wofern sie ohne Gewissensbisse in ihren Sünden dahinleben und sich von Bildern und jeglicher Tätigkeit freimachen können. In dieser Ledigkeit ist die Ruh genusreich und groß. Diese Art der Ruhe ist in sich keine Sünde, denn sie ist von Natur in allen Menschen, sofern sie sich entledigen können. Will man sie aber üben und erlangen ohne die Werke der Tugend, so fällt der Mensch in geistige Hoffart und in eine Selbstgefälligkeit, wovon man nur selten geneset. Und bisweilen wähnt ein solcher, das schon zu besitzen und zu sein, zu dem er niemals kommen wird. Wenn der Mensch jene Ruhe in falscher Ledigkeit also besitzt und jede liebende Hinkehr ihm eine Hemmung zu sein scheint, dann bleibt er in seiner Ruhe an sich haften und lebt im Widerspruch mit der Weise, die den Menschen mit Gott vereinigt, und das ist der Anfang aller geistigen Verirrungen“ (*Die Zierde der geistlichen Hochzeit* II,74).



Mühsame Etappen: „Wüste“ und „dunkle Nacht“

Das christliche Gebet bleibt nicht auf einer Stufe stehen, sondern bewegt sich auf allen. Manchmal kann es vorkommen, dass man sich zu keinerlei Gebet inspiriert fühlt und innerlich wie abgestorben ist. Dann muss man trotzdem zu beten versuchen oder sich einfach eine Zeit zum Stillsein nehmen, auch wenn man es eigentlich gar nicht recht kann. Das wird als das „Gebet der Trockenheit“ bezeichnet. Viele große Beter berichten von einer solchen Phase, die dazu gedient habe, sie aller ihrer eigenen Vorstellungen zu entledigen und sich völlig der ganz anderen Wirklichkeit Gottes auszuliefern. Es ist eine Art „Wüstenetappe“, die „dunkle Nacht des Geistes“, bevor man das „Gelobte Land“ einer intensiveren Gebetserfahrung erreicht. Für das Gebet von Menschen, die das charismatische Beten gewöhnt sind, kann das eine lebensgefährliche Krise sein, wenn sie unbedingt an ihrem charismatischen Stil festhalten wollen.

Eine fünfte Stufe: reine Gnade

Es gibt zusätzlich zu diesen vier Stufen noch ein seltene fünfte: die mystischen Erfahrungen im strengsten Sinn, die einem als reine Gnade unverhofft zufallen, die man jedoch mit keinem Mittel der Welt von sich aus herbeiführen kann.

Bernard McGinn, der kompetente Verfasser des jüngsten vielbändigen Werks über „Die „Mystik im Abendland“ (bei Herder, Freiburg), definiert „Mystik“ folgendermaßen: Mystik ist „eine Form unmittelbarer Begegnung mit Gott, deren Zweck im Wesentlichen darin besteht, ein liebendes Wissen (und sei es ein negatives) zu erschließen, das den Geist und die

gesamte Lebensart des Mystikers umwandelt“ (III,60). Das liebend-„negative“ Wissen wird deshalb *negativ* genannt, weil dabei das Bewusstsein überwiegt, dass alle unsere Bilder von Gott, alle Erfahrungen und Wahrnehmungen ihn *nicht* zu fassen vermögen. Darum ist genau genommen alles, was wir über ihn sagen, mehr falsch als wahr.

Manche sind der Ansicht, praktisch jeder Mensch habe in seinem Leben wenigstens einmal eine echte „mystische“ Erfahrung. Das würde heißen, jeder Mensch erlebe irgendwann, dass ihm kurz wirklich *Gott* einleuchte, *Gott von sich aus*, von seiner Seite her, und nicht bloß als selbst gedachte oder von den Eltern, der Kirche, den Lehrern und der Umgebung vermittelte Vorstellung. Bei vielen Menschen war es vielleicht schon in der Kindheit der Fall, dass ihnen einmal eine Ahnung geschenkt wurde, wer und wie *Gott* wirklich ist. Aber sie haben es noch nicht richtig begriffen oder wieder verloren, oder es ist ihnen verschüttet worden von lauter Unterricht – sogar Religionsunterricht – oder anderen Einflüssen.

Überraschend viele Menschen äußern ihre Überzeugung, von *Gott* schon einmal angerührt worden zu sein. Das ist allerdings etwas derart Kostbares und Intimes, dass sie sich scheuen, darüber zu reden; vielleicht auch etwas so Merkwürdiges, dass sie es nicht richtig erfassen oder sich seiner nicht voll bewusst sind oder sich sogar deswegen genießen.

Das ist etwas anderes als zum Beispiel die enthusiastische Erfahrung, die man in einer charismatischen Gruppe macht, wo es sehr schwer zu unterscheiden ist, was daran einfach durch die Dynamik der erregten und hochgestimmten Gruppe an Gefühlen und Fähigkeiten aktiviert wird und was wirklich direkt von *Gott* stammt.



Ein Unterschied dazu ist vor allem der, dass man in charismatischen Gottesdiensten *regelmäßig* in solche Erfahrungen versetzt wird, während man die Erfahrung, von der hier die Rede ist, auf keine Weise herbeiführen kann. Sie leuchtet völlig unvorhergesehen auf und meistens gerade in Momenten, in denen man überhaupt nicht darauf gefasst war.

Eine Erfahrung, auf die man sich nicht konzentrieren sollte

Diese mystische Erfahrung schenkt Gott den Menschen unabhängig davon, ob sie sie „verdient“ haben. Manche Autoren vertreten sogar, dass Gott sie eher den Schwächeren schenke, weil die Starken sie nicht brauchen. Der Mystiker Johannes vom Kreuz lehrt, man solle überhaupt nicht auf mystische Erfahrungen aus sein. Und wenn einem doch eine solche geschenkt werde, solle man sich ja nicht an sie hängen, sondern sich auch

von ihr lösen. Wichtiger sei es, das Einswerden des eigenen Willens mit dem Willen Gottes in der Dunkelheit des Glaubens zu suchen, in der man nichts fühlt, in der so genannten „dunklen Nacht der Seele“. Die christliche mystische Ekstase ist genau genommen eine Gehorsams-Ekstase. Sie zielt auf die Verschmelzung des eigenen Willens mit Gottes Willen, nicht auf die Verschmelzung des Ichs mit Gott. Oder man könnte auch sagen, es ist eine Ekstase der Liebe, die immer reifer und selbstloser, ja zum „Fleisch gewordenen“ WORT, wird, das man an seinen Früchten erkennt und das darum nicht viele Worte braucht.

Bernardin Schellenberger ist Theologe, Schriftsteller und Übersetzer und wohnt in Stuttgart.



Weitere Exemplare dieses Ankertextes können Sie für € 0,50 zuzüglich Porto gerne bei uns anfordern. Auch eine Reihe anderer Ankertexte können noch bestellt werden.

WÖRNERBERGER ANKER

Christliches Lebenszentrum für junge Menschen e.V., Hauptstr. 32, 72299 Wörnersberg (Kreis FDS),
Tel: 07453/9495-0, Fax: 07453/9495-15, E-Mail: info@ankernetz.de; Internet: www.ankernetz.de
Bankverbindung: Voba Nordschwarzwald Nr. 61 932 000, BLZ 642 618 53